

Aktuelles und Kommentare

Race/„Rasse“ und Whiteness – Adäquate Begriffe zur Analyse gesellschaftlicher Ungleichheit?

Helga Amesberger, Brigitte Halbmayr

1. Einleitung

Im Rahmen unserer Dissertation zu den US-amerikanischen *Critical Whiteness Studies (CWS)* und deren Relevanz für den europäischen, insbesondere deutschsprachigen (Anti-)Rassismus-Diskurs entwickelte sich – neben der Anerkennung des Veränderungspotentials, welches die *Critical Whiteness*-Konzepte beinhalten – ein zunehmendes Unbehagen hinsichtlich ihrer Begrifflichkeiten (*whiteness, race, racial relations* etc.). Denn unweigerlich wird man auf den „Rasse“-Diskurs¹ mit all seinen Schwierigkeiten zurückgeworfen.

Im Folgenden soll das Problem näher erörtert und mögliche Lösungsansätze diskutiert werden.

2. Problemaufriss

In den USA fungiert *race* als eine zentrale Kategorie sowohl für (sozialwissenschaftliche) Gesellschaftsanalysen als auch in der Politik und im Zusammenleben der Bevölkerung. Innerhalb der *CWS* stellt *race* ebenso einen zentralen Parameter für gesellschaftliche Machtverhältnisse und Positionierung dar. Ausgehend von der Prämisse, dass *race* eine biologische Fiktion, aber sozial bedeutsam sei, beschäftigen sich zahlreiche Studien mit ihrer

¹ Wir setzen im Folgenden „Rasse“ unter Anführungszeichen, um auf die soziale Konstruktion und auf die unseres Erachtens gegebene Problematik in der Verwendung des Begriffs im Deutschen zu verweisen.

historisch-sozialen Dekonstruktion. Obwohl sich der soziale Bedeutungsinhalt von *race* beziehungsweise rassischer Kategorien über die letzten drei Jahrhunderte mehrmals veränderte, sei *race* als eine allgemein anerkannte soziale Grenzlinie und Platz zuweisende Kategorie nahezu konstant geblieben.² Die Rassierungsprozesse waren und sind eng verbunden mit der Geschichte der Kolonisation, der Sklaverei und der Immigration. Sie gelten aber vor allem als Zeichen der gewaltvollen Durchsetzung Weißer Vorherrschaft. In der Literatur wird darauf hingewiesen, dass im Zuge der Rassierungsprozesse die verschiedenen „Hautfarben“ insofern an Bedeutung verloren haben, als sich das Denken über *race* zunehmend bipolar gestaltete, sich auf das Gegensatzpaar Weiß und Nicht-Weiß/Schwarz reduzierte.³

Im deutschsprachigen Raum hingegen ist die soziale Kategorie „Rasse“ durch den nationalsozialistischen Staatsrassismus und den industriellen Massenmord an Juden/Jüdinnen sowie Sinti und Roma in Misskredit geraten. Die nach 1945 erfolgte Tabuisierung der „Rasse“-Konzepte hat dazu geführt, dass zum einen „Rasse“ sowohl aus dem gesellschaftlichen Diskurs wie auch als sozialwissenschaftliche Kategorie mehr oder weniger verschwand und zum anderen der Begriff „Rasse“ durch Ethnizität und/oder Kultur ersetzt wurde. Ethnizität und Kultur wurden – so wird vielfach kritisiert – zu Quasiäquivalenten von „Rasse“, der synkretistische Kern blieb jedoch unverändert bestehen. Im letzten Jahrzehnt hat nicht zuletzt diese Kritik und jene afrikanisch-amerikanischer Wissenschaftlerinnen am Ethnozentrismus und der Farbenblindheit des Weißen, westlich geprägten Feminismus dem Begriff *racel* „Rasse“ wieder verstärkt Aufmerksamkeit verschafft.

Trotz dieser Renaissance des *racel* „Rasse“-Begriffs besteht in der Biologie, Genetik, Anthropologie und den Sozialwissenschaften dahingehend Einigkeit, dass es nur eine menschliche „Rasse“ gibt. *Racel* „Rasse“ ist also eine biologische Fiktion, eine Kategorie, die von Menschen zur Rechtfertigung und Legitimierung von Ausbeutung, Marginalisierung und gesellschaftlicher Ungleichheit erdacht wurde. Uneinigkeit besteht allerdings darin, ob nun *racel* „Rasse“ als soziale Analysekategorie weiterhin verwendet werden soll oder nicht. Im Großen und Ganzen lassen sich zwei Argumentationsstränge unterscheiden:

A) Weil *racel* „Rasse“ sozial real ist, dürfe sie als Kategorie auch nicht aus der Sozialwissenschaft verschwinden. Diskriminierung und soziale Ungleichheit aufgrund herkunftsspezifischer Partikularitäten (physiologisch, kulturell, geographisch) sind nachweisbar beziehungsweise Rassismus macht derartige Merkmale bedeutsam. Die Abschaffung des

2 Vgl. u. a. Neil Gotanda, A Critique of „Our Constitution Is Color-Blind“, in: Kimberlé Crenshaw u. a. Hg., *Critical Race Theory. The Key Writings that Formed the Movement*, New York 1995, 257–275, 258; Andrew Hacker, *Two Nations. Black and White, Separate, Hostile, Unequal*, New York 1995 (Orig. 1992).

3 Vgl. Amy Kaminsky, *Gender, Race, Raza*, in: *Feminist Studies*, 20, 1 (1994), 7–32, 11ff. „Racial identification, then, rests on multiple factors, including self-definition, external attribution, and political exigency, in different proportions, and resulting in a gaggle of official racial groupings. Despite this pileup of color-coded categories ... there remains a tendency in the United States to think of race in terms of white/not white, where not-white oscillates between Black and a litany of otherness.“ (Ebd., 11.)

Begriffs „Rasse“ käme einem „terminologischen Ausweichmanöver“⁴ gleich und würde an der Problematik der sozialen Ungleichheit nichts ändern, diese nur vertuschen. Notwendig sei vielmehr eine Neukonzeption des „Rasse“-Begriffs, um ihn für eine kritische Gesellschaftsanalyse und auch für eine (feministische) Antirassismuspolitik nutzbar zu machen.⁵ Wesentlich sei dabei die Betonung der sozialen und ideologischen Komponente des *race* / „Rasse“-Begriffs (der zwar auf biologischen Merkmalen beruhe, aber eben weit über diese hinausgehe) sowie der deutliche Hinweis, dass es im Verhältnis zwischen den rassistisch definierten Gruppen um Machtverhältnisse gehe.⁶ Betont werden muss auch der Aspekt der historischen Kontextualisierung und damit die Flexibilität des (neuen) „Rasse“-Konzepts: Es handelt sich dabei um kein statisches Phänomen, sondern *race* / „Rasse“ wurde und wird immer neu belegt, konzipiert und konnotiert.

Sally Haslanger zieht in ihrem Versuch der Neukonzeption von *race* als Ausgangspunkt phänotypische Merkmale heran, welche gemeinhin als physische Merkmale von *race* / „Rasse“ genannt werden, also Hautfarbe, Körperbau, Augenform, Haarbeschaffenheit etc. *Race* sei also biologisch fiktiv, konstituiere jedoch soziale Gruppen innerhalb einer Struktur von sozialen Beziehungen, wobei die Beziehungen hierarchisch strukturiert sind. Die „Rasenzugehörigkeit“ bestimme somit auch die gesellschaftliche Position. In unterschiedlichen historischen, regionalen, kulturellen Kontexten basiere *race* auf unterschiedlichen Kriterien. Haslanger versucht daher ihre Definition von *race* in eine Formel zu fassen, die je nach sozialem beziehungsweise historischem Kontext adaptiert werden kann:

A group G is racialized relative to context C if members of G are (all and only) those: i) who are observed or imagined to have certain bodily features presumed in C to be evidence of ancestral links to a certain geographical region (or regions); ii) whose having (or being imagined to have) these features marks them within the context of the background ideology in C as appropriately occupying certain kinds of social position that are in fact either subordinate or privileged (and so motivates and justifies their occupying such a position); and iii) whose satisfying (i) and (ii) plays (or would play) a role in their systematic subordination or privilege in C, i. e., who are along some dimension systematically subordinated or privileged when in C, and satisfying (i) and (ii) plays (or would play) a role in that dimension of privilege or subordination.⁷

4 Vgl. Cornelia Klinger, Ungleichheit in den Verhältnissen von Klasse, Rasse und Geschlecht, in: Gudrun-Axeli Knapp u. Angelika Wetter Hg., Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II, Münster 2003, 14–48, 38.

5 Vgl. Klinger, Ungleichheit, wie Anm. 4; Sally Haslanger, Gender and Race: (What) Are They? (What) Do We Want Them To Be?, unter: <<http://www.mit.edu/~shaslang/papers/wigrnous.html>>, datiert: 21. 07. 1999.

6 Vgl. George J. Sefa Dei, Leene Luke Karumanchery u. Nisha Karumanchery-Luik, Playing the Race Card. Exposing White Power and Privilege, New York u. a. 2004, 30.

7 Haslanger, Gender, wie Anm. 5, 11.

Races sind in der Definition von Haslanger also Gruppen, die durch geographische Assoziationen und damit assoziierte Körperlichkeiten voneinander abgegrenzt werden. Diese und deren Bedeutungszuschreibungen bilden dann auch die Grundlage für die gesellschaftliche Positionierung, die anhand der dominanten Ideologien stattfindet. Körperlichkeiten werden damit zur Rechtfertigung von sozialer Verortung und Unterdrückung/Privilegierung herangezogen. Würden diese nicht deutlich auf eine bestimmte regionale Herkunft schließen lassen (als Beispiele nennt Haslanger Jüdinnen/Juden, Native Americans und Roma oder die gesellschaftliche Positionierung in Brasilien), so seien weitere Merkmale heranzuziehen, wie etwa Klassenzugehörigkeit.⁸

Cornelia Klinger⁹ versucht ebenfalls eine Neukonzeption des „Rasse“-Begriffs, indem sie „Rasse“¹⁰ mit Klasse und Geschlecht in Beziehung setzt, also jene drei Kategorien diskutiert, welche den drei Herrschaftsformen moderner Gesellschaften, Kapitalismus, Imperialismus und Patriarchat, entsprechen. Sie geht dabei deren Gemeinsamkeiten und Unterschieden in Hinblick auf ihr Verhältnis zu (körperlicher) Arbeit und der Gestalt der Fremdheit nach, verweist jedoch auf die Notwendigkeit der Begriffs(neu)fassung jeder einzelnen Kategorie, bevor deren Überschneidungen analysiert werden können. Bezüglich „Rasse“ sei das Spezifikum das Verhältnis zum „geographisch-politischen Fremden“; die Ausbeutung materieller Ressourcen und menschlicher Arbeit müssten im Kontext von Kolonialismus und Postkolonialismus gesehen werden. Dabei betont Klinger die persönlich-leibliche Abhängigkeit und den persönlich-leiblichen Dienst, welche „Rasse“ impliziere und damit das Ausbeutungsverhältnis zu einem HerrIn-Sklave/Sklavin-Verhältnis verschärfe. Zudem werde mit „Rasse“ Unabänderlichkeit und Naturgegebenheit verbunden, gerade die Verortung in der Natur sei aber in der Moderne mit ihren Postulaten von Freiheit und Gleichheit die einzige Möglichkeit der Legitimierung (von Ungleichheit). Diese Naturalisierung verursahe, dass „Rasse“ (ähnlich wie Geschlecht) viel später als gesellschaftliche Konfliktlinie und gesellschaftlicher Antagonismus erkannt wurde. Ein weiteres Spezifikum von „Rasse“ sieht Klinger in der Nähe-/Ferne-Relation des Fremdheitseffekts. „Rasse“ sei primär im kolonialen und postkolonialen Raum angesiedelt, durch Migration wandere sie jedoch ins Gebiet der (Post-)Kolonialmacht ein.

Kennzeichnend für die Neufassungen des *racel* „Rasse“-Begriffs sind also Erweiterungen der Definitionskriterien sowie die Betonung der Verknüpfungen beziehungsweise Überschneidungen mit anderen Formen der Diskriminierung.

B) Den anderen Strang repräsentieren SozialwissenschaftlerInnen, welche für die Abschaffung des *racel* „Rasse“-Begriffs in der Gesellschaftsanalyse plädieren. Yehudi O. Webster etwa sieht in der Ausweitung der benötigten Definitionsmerkmale, wie dies auch Has-

8 Vgl. Haslanger, Gender, wie Anm. 5, 11. Mit dem Beiziehen von Klasse als ergänzendes Merkmal wird suggeriert, aber nicht explizit ausgeführt, dass die Zugehörigkeit zu einer bestimmten rassisierten Gruppe mit einer bestimmten Klassenposition einhergehe.

9 Vgl. Klinger, Ungleichheit, wie Anm. 4.

10 Klinger setzt „Rasse“ nicht unter Anführungszeichen.

langer vorschlägt, ein Zeichen der Beliebigkeit der rassierenden Kategorisierungen. Vielmehr lasse die historische Belastetheit, die Beliebigkeit des Begriffs sowie die Schwierigkeit, *racel* „Rasse“ als soziale Kategorie zu definieren, nach dem Sinn der Verwendung und damit auch dem Erklärungswert der Kategorie fragen. Zudem seien die sozialen Positionen innerhalb der verschiedenen rassierten Gruppen derart divers, dass dies eine Zuordnung zu einer rassierten Gruppe nicht erlaube.¹¹ Der Fokus sei daher höchst beliebig, die „rassischen“ und ethnischen Beschreibungen von Willkürlichkeit und Inkonsistenz geprägt. Auch die Bedeutung von *racel* „Rasse“ als identitätsstiftendes Moment, wie es etwa Haslanger für das soziale, politische und ökonomische *empowerment* betont, weist Webster zurück, da diese Identitätspolitik auf falschen Annahmen gründe. Mit den Begriffen Schwarz, Weiß, Hispanics etc. würden einheitliche rassierte Erfahrungen und damit Identitäten suggeriert. Inwiefern *racel* „Rasse“ von subjektiver Bedeutung sei, bleibe dahin gestellt.¹² *Betroffensein* von Diskriminierung – so argumentiert auch Klinger – „ist nicht automatisch korreliert mit *Betroffenheit* im Sinne von bewusster Reflexion auf diese, geschweige denn von Identifikation mit ihr“.¹³ Vielmehr müsste den Menschen die Absurdität solcher sozialen Kategorisierungen deutlich gemacht werden.

3. Kritik

Sally Haslanger und Cornelia Klinger gelingt es nur bedingt, ihren Anspruch umzusetzen, die biologische Determiniertheit von *racel* „Rasse“ aufzubrechen. Als wichtigster Kritikpunkt ist zu nennen, dass beide Autorinnen *racel* „Rasse“ vorwiegend durch die Natur legitimiert sehen. Damit werden weder die in den frühen „Rasse“-Konzeptionen zu findenden kulturellen Konnotationen/Legitimierungen berücksichtigt, noch die gegenwärtigen Konzeptionen der Neuen Rechten, die „Rasse“ vorwiegend kulturell definieren. Ebenso fragwürdig ist die Kategorie der Abstammung oder Herkunft. Die räumliche Verortung von *racel* „Rasse“ geographisch und geopolitisch außerhalb (des Eigenen) lässt das Eigene unrassiert, „rassisch“ rein und homogen. Etienne Balibar¹⁴ sieht zudem in dem der Kategorie Abstammung inhärenten genealogischen Prinzip einen charakteristischen Zug von Rassismus. Beide Autorinnen lassen auch unbeantwortet, wie die soziale Kategorie *racel* „Rasse“ empirisch operationalisiert werden könnte.

Die Betonung der sozialen Konstruktion und ideologischen Begründung von *racel* „Rasse“ und deren Dekonstruktion führt noch nicht zu deren Zerstörung oder zur Schlussfolgerung, dass eine Auflösung von *racel* „Rasse“ als soziale Kategorie notwendig ist.

11 Vgl. Yehudi O. Webster, *The Racialization of America*, New York 1992, 196, 207–272; vgl. Alan Wolfe, *Marginalized in the middle*, Chicago 1996, 56f.

12 Vgl. Webster, *Racialization*, wie Anm. 11, 83

13 Klinger, *Ungleichheit*, wie Anm. 4, 35.

14 Etienne Balibar, *Rassismus und Krise*, in: ders. u. Immanuel Wallerstein, *Rasse – Klasse – Nation. Ambivalente Identitäten*, Hamburg/Berlin 1990, 261–272, 266.

Eine Strömung innerhalb der CWS erachtet zum Beispiel die Entwicklung einer positiven Weißen antirassistischen Identität im Kampf gegen soziale Ungleichheit als unabdingbar.¹⁵ Wir vertreten allerdings die These, dass der „Rasse“-Diskurs das „Rasse“-Denken fördert, die Wahrnehmung phänotypischer Merkmale stimuliert und somit zu einer Zementierung des Denkens in „Rassen“ beiträgt. Rassisierung ist zum einen politische und ideologische Praxis (z. B. Apartheid, Nationalsozialismus), zum anderen aber auch klassifizierende Praxis durch außen stehende BeobachterInnen wie etwa durch WissenschaftlerInnen. Ein grundlegendes Paradoxon ist, dass *race* „Rasse“ einerseits keine Kategorie für gesellschaftlichen Ein- oder Ausschluss sein sollte, man andererseits gedrängt wird, sich als Mitglied einer Gruppe zu identifizieren (z. B. in diversen Studien, im Zensus). Ein zusätzliches Problem sehen wir darin, dass die wissenschaftliche Differenziertheit und genaue Definitionen meist nicht in den öffentlichen Diskurs – in diesem Falle über *race* „Rasse“ – transportiert werden (können) und das Alltagsverständnis von Begriffen damit nicht verändert wird.

Yehudi O. Webster setzt dem „Rasse“-Konzept den „human-centric approach“¹⁶ entgegen: Empirische Studien zu gesellschaftlicher Ungleichheit, Konflikten, sozialem Wandel, Einstellungen und so weiter sollten „Rasse“, Klasse, Geschlecht nicht als Ausgangspunkt nehmen. Lediglich die Analyse und Interpretation der Daten könne ergeben, dass hier rassistisches, sexistisches, klassenspezifisches Denken oder Handeln vorliegt.

4. Critical Whiteness Studies (CWS)

Die CWS versuchen *whiteness*/Weiß-Sein in seiner Partikularität zu markieren und als System der Privilegierung und Dominanz sichtbar zu machen. Die Stärke der CWS liegt im Perspektivenwechsel auf die gesellschaftlichen und politischen Strukturen, auf die kollektiven und individuellen Traditionen sowie Prägungen, welche rassistische Strukturen, Einstellungen und Handlungen hervorbringen, wobei *race/whiteness* in den Überschneidungen mit anderen Systemen von Diskriminierung und Privilegierung konzeptualisiert wird.

Problematisch erscheint uns hingegen der Umstand, dass die CWS die Zusammenfassung von Menschen zu rassistierten Gruppen, wie etwa Weiße und Nicht-Weiße übernehmen und damit die existierende Dichotomisierung fortsetzen. Ähnlich wie bei der Definition von *race* „Rasse“ gibt es mehrere Versuche, *whiteness* von der drohenden Einengung auf phänotypische Merkmale zu befreien.¹⁷ Gemeinsam ist ihnen der Verweis auf die historische, politisch-soziale Konstruktion, auf deren Überschneidung mit anderen Diskri-

15 VertreterInnen dieser Richtung sind z. B.: Annalee Newitz u. Matt Wray Hg., *White Trash: Race and Class in America*, New York/London 1997.

16 Vgl. Yehudi O. Webster, *A Human-centric Alternative to Diversity and Multicultural Education*, in: *Journal of Social Work Education*. JSWE, 38, 1 (2002), unter: <http://www.csw.org/publications/jswe/02-rwebster.htm>, Zugriff: 14. 12. 2004.

17 Vgl. Susan Arndt, *Weiß-Sein als Konstruktion und Kategorie*, unter: www2.hu-berlin.de/ffz/pdf-files/arndt.pdf, Zugriff: 10. 6. 2004; Valerie Babb, *Whiteness Visible*, The

minierungsformen, auf die Dimension der Macht etc. Der Begriff *whiteness* beinhaltet mehr als die Klassifizierung nach Farbe. Aber er fördert nolens volens eine rassistische Kategorisierung, denn seine erste Konnotation ist die Hautfarbe.

Scheint diese Begrifflichkeit für den US-amerikanischen Raum noch verständlich, erscheint uns eine unmittelbare Übernahme in den deutschsprachigen Raum äußerst problematisch. Die vermehrte Rezeption von *CWS* in den letzten Jahren¹⁸ hat nicht zum Hinterfragen der Begrifflichkeit geführt, auch wurde bislang nicht auf die Problematik der empirischen Operationalisierbarkeit in nationalen europäischen Gesellschaften eingegangen. Sind fortan nach Österreich oder Deutschland zugewanderte Personen aus der Türkei aufgrund der Diskriminierungen, denen sie ausgesetzt sind, als Nicht-Weiße,¹⁹ als Schwarze zu bezeichnen? Welcher „rassistischen“ Kategorie wären diese oder andere nationale oder ethnische Minderheiten zuzuordnen? Wie viele Generationen müssen Zugewanderte in Österreich leben, damit sie Weiß werden? All dies sind Fragen, die uns verstärkt auf das Konzept der Dominanzkultur von Birgit Rommelspacher (1995) zurückgreifen lassen, welches, ähnlich den *CWS*, die Machtmechanismen der Dominanzgesellschaft hinterfragt, allerdings ohne ein rassistisches Denkschema zugrunde zu legen.

5. Konzept der Dominanzkultur

Dominanzkultur bedeutet nach Rommelspacher, „dass unsere ganze Lebensweise, unsere Selbstinterpretationen sowie die Bilder, die wir vom Anderen entwerfen, in Kategorien der Über- und Unterordnung gefasst sind“.²⁰ Bezugspunkt des *Wir* sind hier die westlichen Gesellschaften, deren Geschichte von Kolonisierung und Missionierung geprägt ist, die sich lange schon als Mittelpunkt der Welt sehen/sahen und daher zur Normsetzung und Heilsbringung berechtigt scheinen.

Dominanz entsteht, wenn sich viele Machtquellen miteinander vernetzen und damit ein Anspruch auf soziale Unterscheidung und Überlegenheit durchgesetzt wird. Ein Zusammenschluss von Privilegierten hindert die Ausgeschlossenen am Zugang zu gesellschaftlichen, ökonomischen etc. Ressourcen. Dies geschieht nicht nur mittels bewusster,

meaning of Whiteness in American Literature and Culture, New York/London 1998; Ruth Frankenberg, *White Women, Race Matters: the Social Construction of Whiteness*, London/New York 1993; Marilyn Frye, *White Woman Feminist 1983–1992*, in: dies., *Willfull virgin: essays in feminism, 1976–1992*, Freedom, CA 1992, 147–169.

18 Vgl. Eske Wollrad, *Weißsein im Widerspruch. Feministische Perspektiven auf Rassismus, Kultur und Religion*, Königstein 2005; vgl. Arndt, *Weiß-Sein*, wie Anm. 17.

19 Allein die Bezeichnung Nicht-Weiße als Abgrenzung zu den Weißen zeugt von der Normsetzung letzterer, welche jedoch durch die Beschäftigung im Rahmen der *CWS* aufgebrochen werden soll – ein Widerspruch in sich. Zudem wird die extreme Dichotomisierung sichtbar.

20 Birgit Rommelspacher, *Dominanzkultur, Texte zu Fremdheit und Macht*, Berlin 1995, 22.

aktiver Handlung, sondern vor allem durch Strukturen, welche die sozialen Positionen asymmetrisch festschreiben.

Kultur bezieht sich hier in einem umfassenden Sinn auf

das Ensemble gesellschaftlicher Praxen und gemeinsam geteilter Bedeutungen, in denen die aktuelle Verfasstheit der Gesellschaft, insbesondere ihre ökonomischen und politischen Strukturen, und ihre Geschichte zum Ausdruck kommen. Sie bestimmt das Verhalten, die Einstellungen und Gefühle aller, die in dieser Gesellschaft leben, und vermittelt so zwischen den gesellschaftlichen und individuellen Strukturen.²¹

Prägend für diese Kultur waren und sind Traditionen von Herrschaft mit unterschiedlichen Dimensionen, wie etwa kultureller, ökonomischer oder patriarchaler Herrschaft, welche sich gegenseitig stützen, aber auch in Widerspruch zueinander stehen können. Dominanzkultur ist daher als ein Geflecht verschiedener interdependenter Machtdimensionen zu begreifen.

6. Ausblick

In dieser nur kurz angerissenen Beschreibung von Inhalt und Konzeption des Dominanzkultur-Ansatzes sehen wir viele Aspekte, welche uns auch bei der Diskussion um *whiteness* begegnet sind, wie etwa geschichtlicher Werdegang und Verankerung des Dominanzanspruchs; die Selbstverständlichkeit der Privilegierung und Dominanz auf Seiten der Privilegierten; die Normalität und vielfach unbewusste Unterstützung und Teilhabe an der Dominanzkultur etc.

In Frage zu stellen ist jedoch wiederum die Begrifflichkeit: Das Verständnis von Kultur, wie von Birgit Rommelspacher dargelegt, eignet sich zwar vorzüglich für die Problemstellung; allerdings ist der Begriff zum einen im Alltagsverständnis anders konnotiert, zum anderen durch die Neue Rechte besetzt, welche Kultur naturalisiert (kultureller Rassismus). Ein neuer Terminus scheint notwendig.

Mit Hilfe des Konzepts der Dominanzkultur eröffnet sich die Möglichkeit, soziale Ungleichheit und gesellschaftliche und politische Strukturen, welche diese bewirken, fördern und aufrecht erhalten, zu untersuchen, ohne auf bipolare Kategorien, phänotypische Merkmale und „Abstammungskriterien“ zurückgreifen zu müssen. Es können Spuren der Geschichte herausgearbeitet werden, die auf Hierarchisierungen von Menschen beruhen, von Generation zu Generation weitergetragen werden und in Alltagsrassismen und rassistischen Übergriffen resultieren. Damit bleibt auch eine Auseinandersetzung mit Rassismus in Europa – weiterhin – möglich, ohne einem Denken in Schwarz und Weiß (wie für Rassismus typisch) zu verfallen.

Wir wollen damit keineswegs leugnen, dass rassistische Zuschreibungen und Klassifizierungen grundlegend für soziale Ungleichheit sind und solche legitimieren, noch wollen wir davon ablenken, dass mehrheitlich wir Weißen hegemoniale Strukturen aufrechterhalten und damit Dominanz und Ungleichheit perpetuieren. Da das Konzept „Rasse“ weder deutlich definierbar noch empirisch operationalisierbar scheint, plädieren wir jedoch – insbesondere im deutschsprachigen Kontext – für ein analytisches Konzept, welches sich nicht an „Farbe“ als Markierung orientiert. Wir denken, dass eine Synthese der wesentlichen Theoreme beider Ansätze (*CWS* und Dominanzkultur) – bei gleichzeitiger kritischer Reflexion ihrer Schwachstellen und entsprechender Kontextualisierung – neue Wege für die Analyse gesellschaftlicher Ungleichheit eröffnen könnte.